

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 28

Rubrik: Unterhaltendes und Belehrendes

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Brillenhaufe.

Von Hermann Ryser, Bern.

Vom schöpfungstechnischen Standpunkt aus war offenbar unsere Nase ursprünglich nicht eigentlich zur Anlagerung von optischen Erzeugnissen bestimmt. Es bedurfte vielmehr zu dieser Verwendungserweiterung erst noch des menschlichen Scharfsehens, denn Gottvater hat vermutlich das handliche Ding so erschaffen, damit wir uns bei gewissen Verrichtungen an etwas halten und uns nebenbei mit den irdischen Wohlgerüchen vertraut machen könnten.

Was will aber schließlich der göttliche Genius dem menschlichen Erfindungsdrange gegenüber bedeuten! Da schuf Gottvater beispielsweise so nebenher auch ein Wesen mit zwei Rückenhöckern und flugs eilte der pfiffige Mensch ins nächste Sattlergeschäft und ließ sich eine Sitzgelegenheit bauen, die genau zwischen die beiden Höcker paßte. Ganz undenkbar, daß das Tier zu einem andern Zweck gerade in dieser entzückenden Form wäre erschaffen worden. Aber auch es wäre bei seinem geistigen Tiefstand wohl niemals darauf gekommen, warum auf seinem Rücken zwei Fetzrüßle sprießen sollten, wenn ihm der Mensch die nachschöpferische Zweckbestimmung nicht erst ins Kamelhochdeutsche übersezt hätte.

Beim Entwurf unserer Nase lag die Sache ganz ähnlich. Auch hier wurden vom Schöpfer bloß die allgemeinen physiologischen Verwendungsmerkmale betont und alles weitere dem Zweckmäßigkeitsurteil seines irdischen Ebenbildes unterstellt. Und der Mensch entzog sich den ergänzenden Schöpfungsaufgaben durchaus nicht. Als er das Paradies mit durchdringender Sachkenntnis einmal gründlich erweitert und parzelliert hatte, taten sich auch schon die ersten Brillenläden auf. Wenn auch der Schöpfer allerhand knifflige Sachen vollbracht, so mußte ihm angesichts der Dienstbarmachung einzelner Gesichtsteile, wie sie der Mensch betrieb, doch ab und zu die Unzulänglichkeit seiner eignen Einfälle hart auffallen.

Die Zahl der Gläserträger hat stetig zugenommen und zeitweilig greift das Brillenaufsetzen fieberartig um sich. Nun ist ja nicht wegzuleugnen, daß eine erhebliche Zahl unserer Zeitgenossen durch das Augenglas eine merkwürdige Steigerung ihrer sinnlichen Eindrücke erfährt, aber gleichzeitig werden Tausende unserer lieben Mitmenschen Opfer ihrer Eitelkeit oder auch der bloßen Nachahmungssucht. Die Augenärzte sind ja zum Glück keine Unmenschen: sie haben gemeinnützige Wertzeuge, mit denen sie auf dem Grunde der Klientenseele zu lesen wissen und stets haben sie es im Handumdrehen heraus, wo der Hase im Kraut liegt.

Der Eitle in seiner krankhaften Selbstverehrung und der bloße platte Nachahfer rechnen die Augengläser zur beschleunigten Verwirklichung ihres Menschenideals und es muß außerordentlich schwierig sein, sich in jene unsagbaren Wonnen hineinzudenken, die den erstmalig beklemmten durchschauern, wenn er im gewöhnlichen Volke herumsteigt. Und dabei sind es durchaus nicht etwa die Herren der Schöpfung allein, auch das angeblich früher zarte Geschlecht macht den Gläserummel wacker mit und sucht „die Feinde ihrer geistigen Entwicklung“ womöglich zu übertrumpfen.

Der gläserlose Mensch muß verschwinden, denn das Naturgesetz bestimmt, daß alles, was sich nicht anpassen kann, zugrunde gehe und dem Aufbau neuer Erdenwerte diene. Der Welt erträgt, auch wenn er sonst ein ausgemachter Weichling ist, lächelnd die qualvollsten Beschwerden, wenn er durch irgend eine Vorrichtung vermeintlich seine äußere Linie veredeln kann. Er tut in dieser Hinsicht so ziemlich alles, was sonst halbwegs vernünftige Leute unterlassen. Insbesondere glaubt er fest an die „Bergeistigung“ seines Gesichtsausdrucks, wenn er Gläser auf die Nase setzt. Und warum zieht er den Klemmer vor, wo doch eine Brille stets besser sitzt? Nun, weil die Brille alt und der Klemmer

jung machen sollen. Der Klemmer verbessert also die äußere Linie, läßt verschwommene Gesichter und vermindert die Jahrringe. In der Erkenntnis, daß sämtliche Klemmer ausgesprochene Neigung zum Abgleiten zeigen, werden sie oft mit einem Kettchen versehen, das der Träger hinter einem seiner Lauscher verankern kann. Dieses Kettchen macht sich ganz besonders hübsch, ist aus goldähnlichem Metal und vertieft die vergeistigende Wirkung der Klemmergläser ganz überraschend.

In der letzten Zeit hat sich übrigens in der gläsertragenden Welt eine kleine Wandlung vollzogen. Es ist ja wahr: die Sache mit dem Klemmer hatte schon reichlich lange gedauert und war zum Ueberdruß abgedroschen. Dienstmädchen, Bundesräte, Briefträger und Kaminfeger — einfach alles hatte mitgemacht. Hohe Zeit, daß etwas neues kam. Und so ist denn der Klemmer fast über Nacht von der Hornbrille verdrängt worden, einem Gläserpaar, wie es Pestalozzi und Lavater trugen. Die Brillenbauer versichern unter Eid, daß ganz besonders dieses Sehgerät jedes Gesicht auffallend verjünge und in Verbindung mit Steinach mögen diese Horngestelle eine goldene Zukunft haben.

Nichts liegt mir ferner als zu spotten — und doch muß ich der Vollständigkeit halber hier noch kurz einer andern Gläsertragerart gedenken. Ich meine jene Unglücklichen, die gewisse Dinge bloß dann erschauen können, wenn sie vor die Brille noch einen Klemmer schieben. Ja, — auf der Kaffinoterrasse sah ich einen Mann, der außer einer Brille und dem beigelegten Klemmer noch ein Horngestell mit gelben Scheiben aufgesetzt und dank dieser Dreifachheit die Befähigung erzwang, in einer Pfandbursurkunde zu buchstabieren. In abgemessenen Zwischenräumen tat er mit verblüffender Sicherheit Griffe nach seinem Bierglas.

Viele Gläserliche bedienen sich ihrer Brillen und Kneifer nur in Gegenwart anderer Leute. Zuhause werden sie abgelegt, weil ein vergeistigtes Gesicht, das niemand sieht, beträchtlich an Bedeutung verliert.

Und schließlich ist noch einer Gattung Gläsermenschchen Erwähnung zu tun, deren Eigenart sie in eine Sonderklasse verweist: Es sind die Träger des Monokels, auch Einglas, Schmachtscherben oder Grinslücke genannt. Das Monokel wird ausschließlich nur zu Gesprächszwecken verwendet und für den gewiegten Eingläser gilt die goldene Regel, das Ding bloß beim Umgang mit Menschen zu tragen, noch weit zwingender als beim eitlem Klemmerheiß. Eine ausnehmend gute Kinderstube verrät er, wenn er ohne Glas am Fernsprecher ins Stottern kommt. Das Einsetzen des Monokels erfordert übrigens große Übung und der Anfänger bricht im Training oft heftig zusammen. Aber auch nach Erlangen größter Geschicklichkeit entweicht das Glas in unbeherrschten Augenblicken immer wieder und um Brüche zu verhüten, ist es deshalb an einem breiten schwarzen Seidenband befestigt. Wenn nun der Mann mit jemandem sprechen will, spannt er die Gesichtshaut wie ein Pautenfell und die Kinnlade nähert sich den Bestenknöpfen. Ist dies erreicht, setzt er die Linse ein und der Unterkiefer wird mit einem deutlichen Schnapplaute wieder in die Höhe geholt, worauf sich das Monokel in den sich zusammenschiebenden Hautfalten festklemmen soll. Gewöhnlich fällt es jedoch sofort wieder herunter. Das hat aber nichts zu sagen, denn der Monokler hat für das Wiederholen der Übung Zeit in Fülle.

Der Kesserprozeß gegen Darwin.

„Chicago Tribune“ berichtet aus Danton Einzelheiten über den bisher vollkommen obskuren Tennesseer Lehrer John L. Scopes, der als ein zweiter Galilei Gesetz und Recht zu verlegen wagte, indem er trotz dem Gesetz, das jedes Lehren von Evolutionsideen als bibelkälterlich verbietet, die Darwinische

Theorie der Abstammung des Menschen von affenähnlichen Wesen demonstratio verkündete. Die Rechtslage ist — solange auf dem Boden Tennessees gekämpft wird — vollkommen klar: das Gesetz verbietet — Scopes hat's getan! Und er ist sogar absolut verstoßt und rühmt sich seiner Untat noch. Aber er hat es darauf abgesehen, den Fall vor den Obersten Gerichtshof in Washington zu ziehen. Die „Civil Liberties Union“ nimmt sich der Verteidigung des Retzers an. Der Verteidiger anderer Schwerverbrecher, nämlich Clarence Darrow, der die Knabenmörder Loeb und Leopold vertrat, und andere berühmte Advokaten haben sich als Verteidiger offeriert. Gegen den darwinistischen Schulmeister hat sich der ehemalige demokratische Präsidentschaftskandidat W. J. Bryan angelegt, der die Affentheorie in der Person des Mr. Scopes als unchristlich und unwissenschaftlich endgültig erledigen will. Schon hat Danton, wo der Prozeß durchgeführt werden soll, den Namen Affenstadt (Monteville) erhalten, und man rechnet dort damit, daß Tausende kulturrämpferischer Pankees während der Wochen, die der Prozeß möglicherweise dauern werde, die dortigen Hotels bevölkern werden. Scopes hat bereits Ermütigungstelegramme aus der ganzen Welt, von Paris, Buenos Aires, Tokio, Melbourne usw. erhalten. Vorläufig hat er allerdings auf seine Lehrtätigkeit verzichten müssen. Gegen eine Kaution von 1000 Dollar wurde er sogar aus der Haft entlassen. Er wurde sofort zu öffentlichen Vorlesungen in andern Staaten, natürlich auch zur Durchführung einer Heldenrolle in einem Film (über die Affentheorie?) eingeladen. Doch zog er es vor, sich auf den Vertrieb von Automobilen zu verlegen, und man nimmt an, daß sein mutiger Darwinismus ihn einige Stufen näher an die Würde eines Automobilhandelskönigs tragen wird.

humoristisches.

Hansli hat im Juli seinen vierten Geburtstag gefeiert. Einige Monate später geht Mama mit ihm auf die Reise, möchte ihn aber auf der Bahn noch blind durchbringen. Sie schärft ihm deshalb ein: „Hör, Hansli, wenn dich jemand fragt, wie alt du bist, so sagst 3 1/2-jährig.“ Im Zuge sieht der Kondukteur den für sein Alter ziemlich großen Bublen und erkundigt sich bei der Mama nach dem Alter. Schnell antwortet Hansli: „Im Juli war ich vier Jahre alt; heute bin ich dreieinhalb...“

„Wie prachtvoll weiß Ihre Wanne immer aussieht, Frau Ziesewitz!“
„Ja wohl, — aber da darf mir noch keener drin baden!“

Student (auf der Suche nach einer neuen Bude): „... also gut, Frau Schulz, vom 1. Mai an werde ich mich vom Nachtwächter bei Ihnen abgeben lassen.“

Diener (der den andern besucht): „Ja, warum pfeift denn dein Herr so im Salon herum?“

Kollege: „Dem geht's wie mir, wenn ich Wein aus dem Keller holen muß. Die Gnädige ist so mißtrauisch — jetzt ist nämlich die Jose im Salon, und da muß er pfeifen, daß sie überzeugt ist, daß er die nicht küßt!“

Literarisches

Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde, herausgegeben von Dr. Gustav Grunau, Bern. XXI. Jahrgang, Heft 1/2.

Das vor uns liegende Doppelheft eröffnet eine Arbeit von Dr. Adolf Fluri über die erste Numerierung der Häuser in der Stadt Bern. Nicht mit trockenen Nummern haben wir es hier zu tun, wie man aus der Ueberschrift vermuten könnte, sondern mit einer frischen, mit spannenden Einzelheiten aus alten Urkunden und Zeitungen gewürzten Darstellung. Wir erfahren, wie im Jahre 1798 die Einquartierung der Franzosen die erste Numerierung veranlaßte, wie man zuerst die Häuser der ganzen Stadt fortlaufend nummerierte und wie man darauf zur quartierweisen Numerierung überging. Der Leser der Abhandlung wird sicherlich in Zukunft in den älteren Teilen der Stadt nach alten Hausnummern und Straßenausschriften suchen, wenn er zufällig dort vorbeigeht. Ueber die Entstehung der Quartiereinteilung und über die Geschichte einiger Straßennamen gibt uns die vorliegende Arbeit ebenfalls Aufschluß. Auch die Mitteilungen über die ersten Stadtpläne und ihre Geschichte dürften aufmerksame Leser finden.

In der zweiten Arbeit führt uns Prof. Zürler aus der Stadt Bern hinaus nach Würen. Wir treten dort gegen Ende des 16. Jahrhunderts ins Pfarrhaus und vernehmen, was der Pfarrer Huttmacher alles in seinem Pfarrprotokoll einschreibt. Wäre der Model korrekt geführt, so würde man darin nur Datum und Namen der Eltern, des Täuflings und der Zeugen oder die Namen der Brautleute finden. Allein Pfarrer Huttmacher begnügte sich nicht mit den trockenen Aufzeichnungen; er fügte eine Menge Notizen und persönliche Bemerkungen bei, die uns reichen Aufschluß geben über das Leben und Treiben jener Zeit. So schaut er seine Leute gut an und macht seine Glossen über sie, wie zum Beispiel über einen gewissen Mathias Murer, der „ein wässcher Landfarrer mit einem wässchen Lagen nül, welchem die anderen zän für die Lässigen herab hangen“, gemessen sein soll.

Der schreiblustige Pfarrer nahm ein trauriges Ende. Er führte eine scharfe Feder, war ein geschickter Zeichner und verfügte über eine nicht unbedeutende Jüngensfertigkeit. Diese Talente verwendete er, um seine gnädigen Herren in Bern anzugreifen. Deshalb wurde er am 29. August 1590 mit dem Schwerte hingerichtet; „von wegen viel schmächlicher traworten, geschrienen und gmal (Gemälde), so er heimlich usgströuwet wider die obrigkeit“, berichtet ein Zeitgenosse.

Dem Schützen und dem Freunde des Schützenportes bietet Hermann Merz einen Ueberblick über die Entwicklung der Feuerwaffen in seiner Arbeit „Zur Geschichte des Schießwesens im Kanton Bern im 16. und 17. Jahrhundert und die Burgdorfer Schützenordnungen von 1606, 1609 und 1666.“ Es ist reizend, zu verfolgen, wie eine neue Erfindung um die andere auf dem Gebiete des Schießwesens auf die Kriegsführung eingewirkt und wie allmählich die Schützenvereine aus dem Betriebe herauswachsen. Der Verfasser bringt darauf drei alte Schützenordnungen im Wortlaute, die uns gründlich in den Schießbetrieb des 17. Jahrhunderts hineinführen.

Die letzte größere Arbeit bringt Briefe des deutschen Politikers Theodor Rohmer über die Schweiz und ihre Verhältnisse im Jahre 1844. Voran geht eine Einleitung von Dr. Alfred Stölze. Der Briefschreiber führt uns in die Zeit hinein, als über der Eidgenossenschaft jene drückende Spannung lag, die im Sonderbundsstricke zum Ausbruch kam. Der Fremde wirft helle Streiflichter auf Land und Leute. Die Stadt Bern schildert er mit folgenden begeisterten Worten: „Wie ich mich wunderte, als ich heute morgen Bern sah. Es ist alles gefestigt, solid und groß ohne Glanz; die öffentlichen Werke, die Terrasse, und besonders die neue Nydeckbrücke, kolossal. Die Bogen der Nydeckbrücke sind einzig; und

wie sehr sie mir gefallen hat, schließen Sie daraus, daß ich das modernste Werk im alten Bern so angelegentlich lobe. — Landeigentümliche Solidität und ihre Pracht — dies war der Eindruck von Bern. Die Lage der Stadt ist königlich herrschend.“

Eine Uebersicht über die neueste Literatur bildet zu den genannten Arbeiten eine wertvolle Ergänzung. Einige kleinere Mitteilungen schließen das inhaltsreiche Heft, wie z. B. eine Verordnung des französischen Generals Schauenburg, der 1798 das Tabakrauchen auf der Promenade beim Münster in Bern verbot und den Zuwiderhandelnden drohte, er werde ihnen die Tabakspfeifen von den Schildwachen wegnehmen lassen.

Dr. E. B.

Werner Augsburger. „Broni“ im Selbstverlag. Thun. Fr. 2.—

Eine schlichte Dorfgeschichte erzählt von Leidenschaft und Liebe. Die Broni, eine Waise, lebt in stiller Zurückgezogenheit und wird von dem herrischen Sohn eines Geldbauern roh behandelt, doch im rechten Moment durch dessen Rivalen aus großer Gefahr befreit. Dieser, ein starrer Senn, verlobt sich mit dem Mädchen. Aber ein tückischer Zufall will es, daß er seinem getränkten Widersacher noch einmal begegnet und demselben sein zynisches Gespöß so handgreiflich vergißt, daß er selber glaubt, den Feind getötet zu haben, die traute Heimat aber bei Nacht und Nebel verläßt und mit der harten Scholle Amerikas vertauscht. — Unterdessen leidet Broni nicht nur durch die Achtung und den Klatsch der Dörfler, sondern mehr noch durch die Ungewißheit über den Verbleib des verschollenen Freundes. Sie überwindet indessen den Starrsinn des vordem so angelegenen und gefürchteten Geldbauern durch ihr sicheres Auftreten im Gefühl von Recht und Pflicht, sowie durch ihre Geduld und Güte. Dem Vater des geflohenen Sohnes wird sie ein Trost und durch ihr energisches Schaffen eine, den Verlust ersetzende Stütze. — Da lobt der Weltkrieg auf. Das Vaterland ruft seine Söhne zum Schutz an die Grenze. Sie kommen aus den entlegenen Tälern, von den höchsten Alpennerieen, von den fernsten Rändern der Erde. So kommt auch Bronis Verlobter zurück, versöhnt sich mit seinem ehemaligen brutalen Gegner, dem Totgeglaubten, harret aus auf Vorposten, bis es ihm vergönnt ist, sich an den drohnenden Völkerschüssen, die zu Ehren seiner Hochzeit abgefeuert werden, zu erfreuen.

Das Büchlein ist spannend und gut geschrieben und kann als Volkslektüre nur warm empfohlen werden.

Wg.

Ein Buch für Bergsteiger. Vorzugspreis Frs. 17.— für das broschierte und Frs. 23.— für das gebundene Exemplar, sei es in Bar- oder Ratenzahlung.

Endlich werden wir ein schönes Buch über Zermatt besitzen; denn was auch über das Matterhorn und die Bergbesteigungen in jenem Gebiet schon geschrieben wurde, es fehlte bisher an einer Würdigung des malerischen Zermatt, um so mehr, als das Werk des leider verstorbenen Professors Emil Jung längst vergriffen und nicht mehr erhältlich ist.

Und doch, wenn es eine Vergaenge gibt, die des Interesses würdig wäre, so ist es das langgestreckte und reizvolle Tal von St. Niklaus, das sich von Alp bis Zermatt hinaufzieht. Zahlreiche Dörfer staffeln sich der ganzen Strecke entlang: Stalden, der Ausgangspunkt für Saas, St. Niklaus, von wo man nach dem Angstbordpaß hinaufsteigt, Nanda, zwischen der Michelabelgruppe und dem Weißhorn, Täsch, in seiner blühenden Ebene und endlich Zermatt, das alte Praborne, mit den es umgebenden Gletschern. Dieses Tal, so oft von tausend und aber tausend Fremden und Bergsteigern besucht, sah schon die Vorläufer des Alpinismus bei sich: Abram Thomas, den eifrigen Botaniker de Saussure, der sein Zelt am Theodulpas aufschlug, Tyndall, Mummery, Whymper, den Zwinger des Matterhorns und so viele andere, die alle Gipfel des Gebietes eroberten. Es ver-

dient, daß ein Buch sein einzigartiges Bild verleihe, ein Buch mit reichen Illustrationen von erlesener Schönheit, die in ihrer Verbindung mit dem Text berufen sind, diesen zu ergänzen und zu bereichern.

François Gros, eifriger Bergsteiger und Mitglied des S. A. C., für den diese Gegend keine Geheimnisse mehr hat, war besser als irgend einer befähigt, ihr eine vollständige und endgültige Monographie zu widmen. Er schildert das Tal und die Berge, die es umschließen, ebenso sehr als Maler wie als Schriftsteller.

Reimichel. „Das Auge der Alpen.“ Verlagsanstalt Throloz Innsbruck.

Unter diesem bescheidenen Pseudonym hat sich ein Tyroler Dichter durch seine wunderbaren humor- und gemüthvollen Erzählungen die Herzen des Volkes erworben bis weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus.

Die Geschichte beginnt bei übermütigen Studenten in einer feenhaft durchleuchteten Nacht Venedigs. Dieser Anfang ist so dramatisch packend und glanzvoll gehalten, daß eine Steigerung hernach fast unmöglich wird. Indessen spinnt sich das folgenschwere Geheimnis vom Auge der Alpen wie ein glitzernder Faden durch die ganze Erzählung bis zur glorreichen Enttarnung des Konflikt. Es geizt uns wohl nicht, durch vorreiliges Ausplaudern dem Leser die Spannung vorweg zu nehmen.

Anfang und Schluß der Erzählung sind am schönsten geraten, während der etwas qualvolle mittlere Teil doch immerhin durch die humoristische Figur des Meieritich kräftig gewürzt ist.

Wg.

Neuerscheinungen.

Der Verlag A. Franke & Co. in Bern schenkt den Freunden des schlichten Volkslieds gleich zwei neue Niederbüchlein: das 6. Bändchen „Im Hofelgarten“, Schweizer Volkslieder, herausgegeben von Otto v. Gregerz. Mit Buchdruck von R. Mäurer (Preis Fr. 2.50) und das dritte Heft der von Casimir Meister vertonten Josef Reinhard-Lieder (Fr. 2.20). Beide Büchlein werden in unseren Schulen und Familien freudig begrüßt werden. Die Hofelgarten-Lieder sind heute geradezu zum Kulturgut unseres Volkes geworden; man singt sie zu Stadt und Land, in jedem fröhlichen Kreise und genießt in ungetrübter Lust die Lebensbejahung, die aus den schlichten Blüten der Volkskunst herausduftet. Prof. D. v. Gregerz hat nun mit diesem 6. Bändchen das verdienstvolle Werk der Sammlung und Wiedererweckung unseres Volkslieds wieder aufgenommen. Das neue Bändchen enthält 27 Nummern, in der Hauptsache Liebeslieder, Soldaten- und andere Ständeslieder, die bald ausgelassen fröhlich, bald schwermütig, bald weich und bald herb vollständig klingen. Meister Rudolf Mäurer hat auch dieses neue Bändchen mit sinnigen und nachdenklichen Bildern geschmückt, die an sich schon genügen, um das Büchlein begehrenswert zu machen.

Wenigliches ist von Josef Reinhardt und C. Meisters neuem Niederbüchlein zu sagen. Die zwei, die ihm vorausgegangen sind, erfreuen sich solcher Beliebtheit, daß diesem 3. Heftchen eine freudige Aufnahme gewiß ist. Handelt es sich doch auch hier um ansprechende gemüthliche Musik zu feingefühlten Dialektgedichten, die schlichtem Volksempfinden treuherzigen Ausdruck geben.

H. B.

Zeitschriften.

Automobil-Salon 1925. Unter diesem Titel ist im Verlage des Art. Institut Drell Füssli ein großes Spezialheft erschienen, das unter der Mitarbeit anerkannter Fachleute eine große Reihe von sehr interessanten Aufsätzen über den Autosport, Reise und Verkehr enthält. Das Heft macht mit seinem fünffarbigen Offsetumschlag nach Entwurf des Zürcher Künstlers E. Huber einen sehr anziehenden Eindruck und zeichnet sich durch zahlreiche prächtige Illustrationen aus. Die Zeitschrift ist in allen Kiosken, Buchhandlungen sowie direkt beim Verlage des Art. Institut Drell Füssli zum Preise von Fr. 4.50 erhältlich.